

Begegnung in der Dritten Welt

Autor(en): **Gentner, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **65 (1971)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-141912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daß Jesus lebt; du hast den Heiligen und den Wahren nicht zerstören können, denn er ist es, der mich geheilt hat.»

Und, so sagt uns der Text der Apostelgeschichte, die Mitglieder des Sanhedrin wußten nicht, was antworten. Das ist genau der Punkt, wo wir sind. Was die Kirche braucht, ist nicht nur Großzügigkeit in Geldsachen, dies ist die Konsequenz, denn wenn Gott in ein Leben eindringt, bringt er eine ganze Kette von Großzügigkeit, von Freiheit mit sich, wovon Ihr noch keine Ahnung habt. Aber was Gott gibt, das ist jene Fähigkeit, für jeden von uns, der neue Mensch zu sein, angepaßt an die Probleme, die Tragödien dieser Welt, damit wir darauf antworten, nicht mit Befriedigung, Selbstgefälligkeit und Stolz, sondern mit Phantasie und Gehorsam und einem ungeheuren Mut. Dann ist bewiesen, daß Jesus Christus auferstanden ist.

André Trocmé

(Übersetzt von B. Wicke)

Begegnung in der Dritten Welt

Seit 1965 konnten durch EIRENE mit Hilfe seiner Mitarbeiter und der finanziellen Unterstützung von kirchlichen und humanitären Organisationen und öffentlichen Mitteln acht Projekte ins Leben gerufen werden. Zur Zeit ermöglichen 25 EIRENE-Mitarbeiter vierhundert marokkanischen Jugendlichen in zehn verschiedenen Projekten eine Berufsausbildung oder Schreib- und Lesekurse, oder die Teilnahme an einer Produktionsgenossenschaft. Zwei Werkstätten, die von EIRENE aufgebaut wurden, gingen schon ganz in marokkanische Hände und Verantwortung über. Außer den Ausbildnern arbeiten noch elf Personen als Berater, Planer, Übersetzer, Buchhalter, Korrespondenten in Marokko. Wenn wir die Ehefrauen, die immer auch mitarbeiten, dazuzählen, haben wir fünfzig EIRENE-Leute in Marokko. W. K.

Im EIRENE-Büro in Casablanca klingelt das Telefon. Ein hoher marokkanischer Regierungsbeamter, ein Mohammedaner, ist am Apparat: «Herr Gentner (verantwortlich für die EIRENE-Arbeit in Marokko von Januar 1964 bis November 1970), können wir uns morgen früh um 3.30 Uhr in Rabat treffen; die erste Besprechung in X findet um 14.00 Uhr statt.»

Mit meiner Frau und meinen beiden Söhnen (ein und drei Jahre alt), fahre ich noch am Abend zum 80 km entfernten Temara, um dort bei Freunden zu übernachten. Um drei Uhr nachts reißt uns der Wecker aus dem Schlaf. Meine Frau und die Kinder bleiben in Temara; ich habe noch 15 km zurückzulegen bis zum Treffpunkt Rabat. Alles ist menschenleer, ein nächtlicher, undurchschaubarer Friede liegt über der Stadt.

Die Luft ist kühl, es fängt an zu nieseln. Ich läute an der Gartentür: keine Antwort — nach einigen Minuten noch ein Versuch und dann noch einer, da zeigt sich Leben: ein Licht geht an und wenig später öffnet sich die Haustür — ein Marokkaner, gekleidet in weißer Dschellabah, schreitet die Vortreppe herunter, grüßt und entschuldigt sich fürs Wartenlassen. Er setzt sich ans Steuer seines weißen Dienstwagens Fiat 1800, und gemeinsam fahren wir in Richtung Osten.

«Warum brachten Sie Ihre Frau nicht mit?», fragt der Regierungsbeamte. «Wo sollen wir unsere Kinder lassen?» Ist dies nun eine aufrichtige Geste und Sorge um das Wohlergehen und das Mitengagiertsein meiner Frau? Er hat recht, die Kinder dürften kein Hindernis bedeuten; sie werden in fast allen Europäer-Haushalten von marokkanischen Kinderhilfen betreut — für zwei bis drei Mark pro Tag.

Aber warum nimmt er seine Frau nicht mit? Läßt es die Tradition nicht zu oder ist sie nicht mehr schön genug?

Es regnet. Das Scheinwerferlicht spiegelt sich in den Lachen. Im Einzugsgebiet der Stadt Meknes begegnen wir Radfahrern ohne Rückstrahler und Lampe und Bauernkarren, die ihre Ware zum Markt bringen. Das Lenken des Fiat erfordert höchste Konzentration; die Unterhaltung stockt.

Kurz vor acht Uhr. Vor einem Café in Fès bremst er und lädt mich ein, eine Tasse Kaffee mit Hörnchen einzunehmen. Gestärkt geht die Reise weiter.

«Haben Sie noch nie Ihre Frau getäuscht, noch nie einen Seitensprung gemacht?» möchte er auf einmal wissen. «Und wie würden Sie sich anschließend Ihrer Frau gegenüber verhalten?» Auf diese konkrete Frage war ich nicht vorbereitet. Nun, ich antwortete so ehrlich wie trocken: «Bestimmt würde ich mit meiner Frau über einen solchen Fehltritt sprechen.»

«Welche Grobheit, welche simple Art, sich von Problemen zu befreien und der Schuld zu entledigen», gibt er zurück. «Sie würden zuerst Ihre Frau betrügen und ihr anschließend noch die Bürde aufladen, sich mit dem Ballast Ihrer Untreue aufzureiben. Sie wollen es sich leicht machen, Ihr Gewissen frei machen, Ihre Schuld abladen durch ein billiges Geständnis und Ihrer Frau eine Wunde öffnen, die Sie selbst austragen sollten. Diesen Egoismus verstehe ich nicht.»

Die letzten hundert Kilometer führen durch steppenartige Landschaft. Hie und da zeugen niedere Eukalyptusbäume von Aufforstungsversuchen. Endlich haben wir die sechshundert Kilometer hinter uns. Im Hotel wartet der Delegierte des Sozialwerkes dieses Regierungsbezirkes: ein junger Marokkaner mit andalusischem Namen.

Am Abend, nach Besprechungen und Sitzungen in Arabisch und Französisch, lädt der Gouverneur des Regierungsbezirkes den Beamten aus Rabat und seinen europäischen Begleiter zum Abendessen ein.

Es ist ungefähr einundzwanzig Uhr, die Laternen brennen. Die Wache (Angehöriger der sogenannten Hilfstruppen, eine Art militärischer Hilfsarbeiter mit einigermaßen sicherer Anstellung zu Minimallohn, zum Teil in Naturalien ausbezahlt) empfängt uns vor der Residenz des Gouverneurs und führt uns in einen Salon. Ein Lüster ziert den sonst kahlen Raum. Auf zwei runden niedrigen Tischen, umgeben von marokkanischen Sitzbänken, stehen Mandeln und Nüsse bereit. Die Begrüßung mit den üblichen Fragen nach Gesundheit und Familie geht über in ein Gespräch über Kommunalpolitik. Ich bekomme wenig mit. Man spricht arabisch. Außer den Würdenträgern und reichen Geschäftsleuten der Stadt sitzt auch ein hoch geschätzter muselmanischer Geistlicher (Ulema) am Tisch. In solch feudaler Gesellschaft bin ich selten. Unwillkürlich gehen meine Gedanken in eine andere Richtung: zu meinem Freund Mustapha, der am Rande einer Großstadt in einer Lehmhütte wohnt, wo kein elektrisches Licht, keine gepolsterte Bank, kein geschnitzter Tisch, kein Fenster ist, wo man die Schuhe auszieht beim Eintreten, um dem Gastgeber Ehre zu erweisen und sein Bett (die am Boden liegende Schilfmatte) nicht zu beschmutzen, wo man den Kopf einzieht, um nicht an den Türbalken zu stoßen. Warum zieht es meine Gedanken so stark zu Mustapha hin?

Die Diener der Herrschaftsresidenz treten in Aktion. Sie bringen Seife und Kübel und gießen warmes Wasser über die Hände der Geladenen. Reihum von einem zum andern bereiten sie in ergebener Freundlichkeit die Gäste zum herrschaftlichen Mahl. Mit gereinigten Händen, nicht vergessend den Dank zu Gott («Bismillah»), ergötzen sich die Gäste am Anblick des vor ihnen liegenden gebratenen Hammels. Ohne Hetze, ohne Eile ziehen die rechten Hände das zarte Fleisch, es zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger einklemmend, von den Rippen. Und wieder gleiten meine Gedanken weit, weit weg zu Mustaphas Hütte.

Nicht allzulange verweilen wir am «Mischui» (am Spieß gebratener Hammel). Diener tragen das angegessene Stück hinaus und kehren wieder, die Krone alles Lukullischen enthüllend: eine «Pastija». In mühevoller, harter Arbeit häuften die schwarzen Hände der Sklavenfrauen aus dem Süden etwa hundert hauchdünne Teigfolien übereinander, gekochte Eier, Taubenfleisch, gehackte Mandeln und allerlei Gewürz zwischen die Teigschichten legend: erhitzt und mit Zucker gepudert steht dieses Meisterwerk vor uns. Wer wagt es anzugreifen? Es schmeckt phantastisch! — Und da ist wieder Mustapha, diesmal begleitet von seiner Kinderschar. Sie starrt auf den Tisch des Reichen mit glitzernden Augen. — Doch das Rad des Empfanges dreht sich unerbittlich weiter, und bis zum Ende muß ich Komplize spielen, aushalten und auskosten, was hier geboten wird. Da ist auch schon der nächste Gang auf dem Tisch: gebratene Hähnchen, überstreut mit gerösteten Mandeln. Wo soll ich diese

Köstlichkeiten noch hinstecken? Mein Arm ist zu kurz, er reicht nicht bis zu Mustaphas Hütte. Es gibt keinen Ausweg: mein Magen muß vollgestopft werden, auch wenn mein Gewissen blutet. Soll ich Elefant spielen und meine Gefühle ausspucken? Weder die Reichen hier noch die Armen dort würden verstehen. Es ist nicht die Sache eines Ausländers, die Tradition zu sprengen, und es ist erst recht nicht seine Sache, durch seine Ungeschicklichkeit die Berufsausbildung von sechzig Waisen in dieser Stadt aufs Spiel zu setzen.

Nur mit Mühe verberge ich meine Wut, tunke ein Stück Galett (Brot) in den inzwischen aufgetischten Taschin (eine Art Gulasch) aus Rindfleisch, Oliven, Zwiebeln, Mandeln. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt: Warum sitzt Mustapha nicht am Tisch dieses Reichen!

Vom nachfolgenden Kuskus nehme ich drei Löffel voll — um nicht auch noch nach außen hin aus der Reihe zu tanzen. Hier platzt man aus allen Nähten, und Mustapha weiß nicht, was er heute Abend seinen Kindern vorsetzen soll; denn Brot und Kichererbsensuppe hängt ihnen allmählich zum Hals heraus. Mustapha muß explodieren, denke ich. Doch, sehe ich richtig? Geduldig sieht er herüber; er schreit nicht, er bäumt sich nicht auf, auch nach zwanzig vergeblichen Gängen zum Arbeitsamt. Hat er tatsächlich noch Hoffnung, nachdem zwei seiner sieben Kinder klein gestorben sind, zwei keine Schulbildung genießen und nur drei ihre Arbeitskraft und ihre beruflichen Fähigkeiten unter Beweis stellen können?

Während die Diener riesige Platten mit Melonen, Trauben, Bananen, Mandarinen, Datteln hereinschleppen, werde ich ruhiger. Die kühlen Früchte beschwichtigen meinen Zorn — auch wenn nun im Hintergrund Plantagenarbeiter erscheinen, deren Tagesschweiß den Grundbesitzern nicht mehr als DM 1.70 wert ist. Es gelingt mir allerdings nur schwer, das freudige Lächeln des Dieners zu erwidern. Kann ich ihm Solidarität vorheucheln oder muß ich auch ihm noch den letzten Tropfen Anerkennung für seinen Dienst vorenthalten — ihm, der stolz ist, auserwählt zu sein für diesen Herrschaftsdienst! Wieder offeriert er Wasser und Seife, wieder waschen wir unsere Hände und spülen die klebrigen Überreste des Reichtums in den Kübel. Alle Ehre dem Pilatus — auch er wußte sich schon die Hände in Unschuld zu waschen.

Daß mir süßes Gebäck und Tee trotz der flagranten Heuchelei nicht in der Kehle stecken bleiben, ist Gottes Barmherzigkeit für meinen Gastgeber, um ihm die Aufregung eines Zwischenfalles zu ersparen!

Einige freundliche Abschiedsworte, und wir verlassen das Märchenschloß. Es ist eine Stunde nach Mitternacht. Mustapha läßt mich nicht so schnell los. Trotz seiner Geduld möchte er Antwort auf seine Fragen. Mit Worten sind diese Fragen jedoch nicht zu beantworten, ich habe keine Antwort. Trotzdem kann ich schlafen, warum eigentlich?

Wir sitzen wieder alleine im Auto — der Regierungsbeamte und ich am nächsten Tag auf der Fahrt nach Hause. Er bietet mir sein Parfüm an. Ich danke. Befriedigt ist er vom Verlauf des Vortages, von den Besprechungen und von der Neuwahl des Sozialausschusses.

Was soll ich beitragen zur Konversation? Er weiß, daß ich nie viel spreche, doch jetzt fällt ihm das lange Schweigen dennoch auf. Ich muß ihm meine Erfahrung, meine Gedanken, meine Gewissensnot mitteilen auch er tat es gestern. Nun ist auch er still geworden. Er schaut mich an — nicht prüfend, sondern sich öffnend. Ich merke: ich war nicht der einzige vom Gewissen Gepeinigte in dieser Herrschaftsrunde.

Die Stille dauert an — Worte könnten in diesem Augenblick die Intensität der werdenden Freundschaft und das Gefühl der Dankbarkeit nur stören. Am Ende der Reise verabschiedeten sich zwei Freunde, ein Moslem und ein Christ. Von da ab konnten wir miteinander über unsere innersten Gedanken, unsere Überzeugungen, unsere Bindung und Verhältnis zu Gott sprechen und voneinander lernen.

Doch wo bleibt Mustapha? Wenige Tage später sitze ich in seiner Hütte. Er teilt mit mir seine Kichererbsensuppe, und ich fühle mich wohl. Kein Sehnsuchtsgedanke lenkt in die Tafelrunde des Gouverneurs, keine freundliche Maske muß ich aufsetzen vor einem Diener. Als ob nichts geschehen wäre, sitzen wir beieinander auf dem Fußboden, als ob kein von einem ins andere Lager pendelnder Fahnenflüchtiger bei ihm sitzt, teilt er alles, was er besitzt: seine Suppe, seine Sorgen, seine Hoffnungen, ja seine Freundschaft mit mir. Das alles ist für ihn so selbstverständlich, als ob er wüßte, daß er den Gesegneten zugehöre (Matth. 9, 41-42), dereinst einmal in einer anderen Welt. Aber was passiert heute und morgen? Wird er sich helfen können? Wird er sich wenigstens auf seinen ausländischen Freund verlassen können, der den Christen angehört, bei denen Wort und Tat eine Einheit bilden sollen? Oder sind diese teilnehmenden und engagierten Worte dieses Christenfreundes letztlich doch nicht mehr als Hochstapelei?

Ich bin nun wieder in Deutschland und wohne mit meiner Familie — inzwischen sind wir zu fünft — in einem Vorort von Bonn, nicht weit vom Siebengebirge. Es gefällt uns hier. Aber wir fragen uns, wie können wir der Verbindung mit unserem Freund Mustapha und der großen Zahl derer, die sich in einer ähnlichen Situation befinden, Ausdruck verleihen. Wir wissen es nicht recht — glauben aber, daß wir die Solidarität in der Bereitschaft zur evangelischen Armut suchen müssen, die ja wohl nicht alle gleich arm machen möchte, aber die eine **freiwillige Anspruchslosigkeit** fordert. In dieser Freiwilligkeit, Konsumansprüche, Positionsansprüche usw. zurückzustecken, in der Freiwilligkeit, seine eigenen Anschaffungen Anderen zur Verfügung zu stellen und im freiwilligen Einsatz für Aktionen, die auf mehr Gerechtigkeit hinzielen, kann Solidarität mit

Mustapha gefunden werden. Auch er setzt sich freiwillig ein — wenn auch oft vergebens, wie auch wir — und auch er verzichtet freiwillig auf das, was er freiwillig mit seinen Gästen und Freunden teilt, wenn sie bei ihm zu Tische sitzen.

Königswinter, im Juli 1971

Paul Gentner

(Leiter von EIRENE, Int. Christlicher Friedensdienst)

Ende der Kindheit?

«Ende der Kindheit?», mit einem Fragezeichen versehen, überschreibt Edgar Snow das Endkapitel seines Buches «Red China Today» («Rotchina heute»). Ende der Kindheit, das heißt in den Beziehungen der Völker untereinander, eine Andeutung, daß wir vielleicht auf einen Zeitabschnitt weniger emotioneller und dafür verantwortungsvoller Beziehungen zwischen den Nationen hoffen dürfen. Werden besonders die Großmächte, die USA, die Sowjetunion, China, welche direkt und indirekt mehr denn je das politische Klima der Welt bestimmen, wohl zugänglicher sein für Überlegungen gesunden Menschenverstandes, angesichts der katastrophalen Gewißheiten, die ein Verharren in den bisherigen Denk- und Reaktionsgewohnheiten zur Folge hätte?

Die Enthüllungen über die Fassade der amerikanischen Außenpolitik der sechziger Jahre, das Eingeständnis der Irreführung der öffentlichen Meinung werden sicher die Notwendigkeit eines Neubeginns zur Forderung machen.

Schon einmal war zur Zeit als John F. Kennedy seine Präsidentschaft antrat, die Rede gewesen von einem Neubeginn in den Beziehungen der Großmächte (Januar 1960). Leider blieb es bei seinen schönen Worten.

Edgar Snow geht den verschiedenen Ursachen nach, die einer Besserung der Beziehungen zwischen den Großmächten entgegenstanden. Für die USA sieht er sie im Bestehen des militär-industriellen Komplexes, der, um Präsident Eisenhower zu zitieren, «durch seinen Einfluß auf wirtschaftlichem, politischem und sogar geistigem Gebiet, das öffentliche Leben jahrelang beherrschte», und trotz dem Widerstand, besonders der jüngeren Generation, noch längst nicht überwunden ist. Den militär-industriellen Komplex wagte auch Präsident Kennedy nicht herauszufordern. Wenn Politik die Kunst des Möglichen ist, unterließ er, nach Edgar Snow, sogar was er ohne die Zustimmung von Kongreß und Senat und ohne Gefährdung der US-Sicherheit hätte einleiten können: die Aufforderung an Chiang Kai-shek, zum Beispiel, seine Truppen aus den provozierenden Stellungen vor der chinesischen Küste zurückzu-